

Viola Davis

FINDING ME

Ein Leben zwischen Schmerz & Stärke

Übersetzung von Sandy Brandt

#1 NEW YORK TIMES BESTSELLER

VIOLA DAVIS

FINDING ME

EIN LEBEN ZWISCHEN SCHMERZ & STÄRKE

VAJOSH

*Dieses Buch ist meinem Mann Julius, meiner Tochter
Genesis, meinen Schwestern Dianne, Deloris, Anita und
Danielle, meiner Mutter Mae Alice und meinem Vater
Dan gewidmet.*

»I think human beings must have faith or must look for faith, otherwise our life is empty, empty. To live and not to know why the cranes fly, why children are born, why there are stars in the sky. You must know why you are alive, or else everything is nonsense, just blowing in the wind.«

— Anton Tschechow

KAPITEL 1:

RENNEN

»Arschloch, Motherfucker« war mein Lieblingsausdruck, und mit acht Jahren benutzte ich ihn trotzig. Ich war ein freches, vorlautes Mädchen, und wenn ich diesen Ausdruck von mir gab, hatte ich eine Hand in die Hüfte gestemmt, zeigte meinen Mittelfinger und streckte vielleicht sogar meine Zunge heraus. Wenn die Situation besonders heikel war, rief ich meine große Schwester Anita als Verstärkung zu Hilfe.

Sie flößte jedem Jungen, jedem Mädchen, jeder Frau, jedem Mann und jedem Hund in Central Falls, Rhode Island, Angst ein. Sie ließ sich die Fingernägel wachsen, um besser kämpfen zu können. Sie war tough, stilvoll, talentiert und nun ja ... wütend. »Ich hole meine Schwester Anita, damit sie dir den Arsch versohlt«, sagte ich selbstbewusst. Aber da sie drei Jahre älter war als ich, stand sie nicht jederzeit zur Verfügung, um mich zu beschützen.

Während Anita die modebewusste Kämpferin war, die ebenso geliebt und verehrt wie gefürchtet wurde, war ich nichts davon. Ich war die treue Freundin, ehrgeizig, aber schüchtern. Wenn ich Buchstabierwettbewerbe gewann, zeigte ich jedem, den ich sah, stolz meinen goldenen Stern. Das war meine Art, alle daran zu erinnern, wer zum Teufel ich war.

In der dritten Klasse forderte ich den schnellsten Jungen der Hunt Street School in Central Falls zu einem Wettrennen in der Pause heraus. Es war tiefster Winter und alle kamen. Ich hatte meine Clique, die hauptsächlich aus Mädchen bestand, und er hatte seine, die, nun ja, aus allen anderen bestand. Meine Schuhe waren zwei Nummern zu klein und meine Socken waren

zerrissen – genau an der Stelle, die meine Zehen bedecken sollte. Also zog ich sie aus und gab sie meiner Freundin Rosie, die zu mir sagte: »Mach ihn fertig!«

Ich habe ihn nicht geschlagen. Wir waren gleichauf, was für mich als Außenseiterin großartig war, für ihn jedoch demütigend. Danach brach Chaos aus. Alle Kinder auf dem Schulhof fingen an zu rufen: »Revanche! Revanche!« »Komm schon, Chris, du kannst dich doch nicht von diesem Mädchen schlagen lassen!« Ich spähte zu ihnen allen hinüber, die sich in einer Gruppe versammelt hatten, lachten, mich anstarrten und flüsterten: »Du kannst dich doch nicht von diesem Nigger schlagen lassen!«

Als die Lehrer den Tumult hörten und meine nackten Füße sahen, musste ich in der Ecke stehen. Aus Scham. Als hätte ich etwas falsch gemacht. Warum all diese Gehässigkeit? Ich wurde ständig gemobbt. Das war ein weiteres Trauma, das ich erlebte – meine Kleidung, meine Haare, auch mein Hunger – und mein Familienleben war das Schlimmste von allem. Die Einstellung, die Wut und der Wettbewerbsgeist waren meine einzigen Waffen. Mein ganzes Arsenal. Und wenn ich sage, dass ich jeden Tag jedes Werkzeug dieses Arsenalts brauchte, übertreibe ich nicht.

Am Ende jedes Schultages mussten wir uns an der Hintertür in einer Reihe aufstellen und warten, bis die letzte Schulglocke läutete. Der Lehrer öffnete die Tür, und alle rannten nach draußen, um nach Hause zu gehen. Alle waren aufgereggt, weil der Schultag endlich vorbei war. Alle, außer mir. So gut ich konnte, schubste und drängelte ich meine Klassenkameraden, kämpfte mich fast mit den Händen bis an die Spitze der Schlange vor und kümmerte mich nicht im Geringsten darum, ob sie sauer auf mich wurden, denn wenn die Glocke läutete, musste ich losrennen. Ich musste fliehen.

Ein Junge in meiner Klasse, der aus Kap Verde, von den Kapverdischen Inseln vor der Küste Westafrikas, stammte, war Portugiese und genauso Schwarz wie ich. Aber er wollte nichts mit Afroamerikanern zu tun haben. Eine Einstellung, die, wie ich später erfuhr, unter den Kapverdiern in Central Falls sehr verbreitet war. Meistens identifizierten sie sich selbst als Portu-

giesen. Sie hätten einen *umgebracht*, wenn man sie als Schwarz bezeichnet hätte.

Also machten es sich mein »portugiesischer« Klassenkamerad und acht oder neun weiße Jungen aus meiner Klasse zum täglichen Ritual nach Schulschluss, mich wie Hunde auf der Jagd nach Beute zu verfolgen. Wenn die Schulglocke läutete, ging es los, und ich rannte wortwörtlich um mein Leben. Für die Bande von Jungen war es sadistischer Spaß. Jeden Tag war es derselbe Wahnsinn. Dasselbe Trauma. Ich rannte los wie Wilma Rudolph oder Flo-Jo, und sie waren mir dicht auf den Fersen.

Während sie mich verfolgten, hoben sie alles auf, was sie am Straßenrand finden konnten, um es nach mir zu werfen: Steine, Ziegelsteine, Äste, Batterien, Tannenzapfen und alles andere, was ihre boshaften Augen erspähten. Aber mich zu jagen und mit Gegenständen zu bewerfen, reichte ihnen nicht. Ihre giftigen Schreie richteten sich gegen das Ziel ihres Hasses. Sie riefen: »Du hässlicher schwarzer Nigger. Du bist so verdammt hässlich. Fick dich!«

Gott sei Dank war ich schnell. Ich rannte die Brown Lane entlang, weil sie eine Abkürzung nach Hause war, eine idyllische Straße, die wie eine Szene aus »*The Brady Bunch*« aussah. Manchmal versteckten sich die Jungen hinter den Häusern auf dieser Straße und ich musste mich ducken, ausweichen und kreuz und quer laufen. Ich wurde gejagt. Sobald ich zu Hause ankam, war ich ein weinendes, rotznäsiges Wrack ... jeden Tag.

Einen Tag nach einem Schneesturm lag der Schnee so hoch in den Straßen, dass man sich hinter den riesigen Schneehaufen verstecken konnte, die überall zu sehen waren. Meine Schuhe hatten riesige Löcher in den Sohlen, was bedeutete, dass ich darin nicht schnell laufen konnte, weil meine Füße dann noch mehr schmerzten als ohnehin schon. Aus diesem Grund zog ich während meiner täglichen Fluchtspaziergänge normalerweise meine Schuhe aus, hielt sie in den Händen und lief barfuß. Aber mit den überall liegenden Schneemassen war das diesmal nicht möglich.

Infolgedessen erwischten sie mich. Und als sie das taten, hielten sie mich an den Armen fest und brachten mich zu ihrem

Anführer, dem kapverdischen Jungen. Ich nenne keine Namen, weil ... nun ja, ihre ethnische Zugehörigkeit für diese Geschichte viel wichtiger ist.

»Sie ist hässlich! Verdammter schwarzer Nigger«, sagte er.

Mein Herz schlug so schnell. Ich betete still, dass jemand kommen und mich retten würde.

Und die anderen Stimmen um mich herum sagten: »Was sollen wir mit ihr machen?« »Yeah!« »Du bist, du bist, du bist verdammt hässlich!« »Du bist hässlich!« »Du bist hässlich!«

»Ich weiß nicht, warum ihr das zu mir sagt«, flehte ich den Anführer, den portugiesischen Jungen, an. »Du bist auch Schwarz!«

Als ich das sagte, erstarrten alle und es wurde totenstill. Für den Bruchteil einer Sekunde waren wir alle wie in einem Film, als die nun stillen weißen Jungen den portugiesischen Jungen ansahen, begierig darauf, auf das zu reagieren, was er sagen würde.

»Du bist auch Schwarz.« Diesmal schrie ich es und nannte ihn beim Namen.

Die Gang blieb still. So still.

Er schaute von einem weißen Jungen zum nächsten, verängstigt und verzweifelt auf der Suche nach einer Möglichkeit, die Wahrheit meiner Worte zu verbergen. Die Art von Wahrheit, die in einem Selbsthass verwurzelt ist, die wir lieber mit ins Grab nehmen würden. Schließlich schrie er vor Wut: »Nenn mich verdammt noch mal nie wieder Schwarz! Ich bin nicht Schwarz! Ich bin Portugiese!« Und er schlug mir mit voller Wucht auf den Arm. Er schaute zu Boden, beschämt darüber, dass ich ihn bloßgestellt hatte. Als hätte ich die hässlichste, schmerzhafteste Wahrheit ans Licht gebracht.

»Hau ab!« Dann warfen sie mich in den Schnee und kickten weiteren Schnee nach mir. Mein Arm war steif. Er tat weh. Ich ging nach Hause, völlig gedemütigt.

Am nächsten Tag wollte ich nicht zur Schule gehen. Meine Mutter wusch gerade Wäsche in einer dieser alten Waschmaschinen, bei denen man die Kleidung durch die Wäschemangel ziehen musste.

»Was ist los mit dir?«, fragte sie.

»Mama, diese Jungs wollen mich umbringen! Sie jagen mich jeden Tag nach der Schule.« Nachdem ich es monatelang vor ihr verheimlicht hatte, erzählte ich ihr endlich von meinem täglichen Trauma.

»Vahla« – die südliche Aussprache meines Namens – »lauf nicht mehr vor diesen Bastarden weg. Hast du mich verstanden? Sobald die Glocke läutet, gehst du nach Hause! Wenn sie dich belästigen, stichst du sie.«

Aber wenn man weiß, wie eine Häkelnadel aussieht, war meine Mutter eigentlich noch ganz vernünftig. Die sind überhaupt nicht scharf! Sie gab mir eine Häkelnadel, es war ihre glänzende blaue. Dann sagte sie mir, ich solle sie in meiner Tasche aufbewahren.

»Komm nicht wieder hierher und heul wegen dieser Jungs, sonst versohle ich dir den Hintern.« Sie meinte es ernst. Sie war eine Frau mit sechs Kindern. Sie hatte keine Zeit, jeden Tag zur Schule zu gehen und unsere Kämpfe auszutragen.

Sie wollte unbedingt, dass ich lernte, mich zu verteidigen. Auch wenn sie mir dafür drohen musste.

Am nächsten Tag kostete es mich alle Kraft, alle Muskeln und jede Zelle meines Körpers, um nach dem Klingeln weiterzugehen. Ich konnte die Stimmen der Jungen hinter mir hören. Ich konnte ihre Wut spüren. Den Hass. Aber ich ging extra langsam. So langsam, dass ich mich kaum bewegte. Meine Finger umklammerten die glänzende blaue Häkelnadel in meiner Tasche. Die Stimmen wurden lauter und kamen näher. Schließlich spürte ich, wie einer mich gewaltsam am Arm packte, und eine Wut, eine Endgültigkeit, eine Erschöpfung überkam mich.

Ich flüsterte: »Wenn du deine Hände nicht von mir lässt, werde ich dich abstechen.« Er sah mich erschrocken an und suchte in meinem Gesicht nach einem Hinweis darauf, ob ich es ernst meinte. Das tat ich. Er ließ mich los und die anderen gingen lachend davon. Das Ritual, das Schwarze Mädchen mit den krausen Haaren zu jagen, hatte plötzlich seinen Reiz verloren.

Jahre später hatte ich am Set von »*Suicide Squad*« ein Gespräch mit Will Smith, das mir die Augen öffnete. Will fragte mich: »Viola, wer bist du?«

»Was soll das heißen? Ich weiß, wer ich bin«, antwortete ich mit empörter Zuversicht.

Er fragte erneut: »Nein, aber wer *bist* du?«

»Was meinst du damit?«, fragte ich erneut.

»Hör mal, ich werde immer dieser fünfzehnjährige Junge sein, dessen Freundin mit ihm Schluss gemacht hat. Das werde ich immer sein. Also, wer bist du?«

Wer ich bin?

Ich schwieg, und wieder einmal überkam mich diese unauslöschliche Erinnerung. Dann platzte es einfach aus mir heraus. »Ich bin das kleine Mädchen, das in der dritten Klasse jeden Tag nach der Schule weglief, weil diese Jungen mich hassten, weil ich ... nicht hübsch war. Weil ich ... Schwarz war.«

Will starrte mich an, als sähe er mich zum ersten Mal, und nickte nur. Meine Kehle schnürte sich zu und ich spürte, wie mir die Tränen kamen. Erinnerungen sind unsterblich. Sie sind unvergänglich und präzise. Sie haben die Kraft, dir in schweren Zeiten Freude und Perspektive zu geben. Oder sie können dich erwürgen. Dich auf eine Weise definieren, die mehr auf der vorgefassten Wahrnehmung anderer Menschen als auf der Wahrheit basiert.

Da saß ich nun, eine berufstätige Schauspielerin mit regelmäßigen Auftritten, Broadway-Erfolgen, mehreren Branchenauszeichnungen und dem Ruf, jedes Projekt mit Professionalität und Exzellenz zu bereichern.

Verdammt, sogar Oprah wusste, wer ich war. Doch als ich dort saß und mich mit Will Smith unterhielt, war ich immer noch das kleine, verängstigte Schwarze Mädchen aus der dritten Klasse. Und obwohl ich viele Jahre und viele Kilometer von Central Falls, Rhode Island, entfernt war, hatte ich nie aufgehört zu rennen. Nur meine Füße hatten aufgehört, sich zu bewegen. Ich hatte alle Kraft der Welt, aber den Mut hatte ich noch nicht gemeistert.

Diese Erinnerung hat mich geprägt. Mehr als das Bettnässen, die Armut, der Hunger, der sexuelle Missbrauch und die häusliche Gewalt. Es ist eine eindringliche Erinnerung, weil es das erste Mal war, dass mein Geist und mein Herz gebrochen wurden. Ich definierte mich über die Angst und Wut dieser Jungen. Ich

fühlte mich hässlich. Ich fühlte mich unerwünscht, sogar von Gott. Ich wollte so sehr in diese Welt passen, aber stattdessen wurde ich ausgespuckt wie Erbrochenes. Wer ich war, beleidigte sie. Die Erinnerung grub sich in mich ein und metastasierte. Es half nicht, dass ich zu einem Zuhause zurücklief, in dem es keinen Schutz gab. Ein Zuhause, das all die schrecklichen Dinge, die diese Jungen über mich gesagt hatten, zu zementieren schien.

Im Alter von achtundzwanzig Jahren wurde mir schlagartig klar, dass meine Reise und alles, was ich in meinem Leben tat, darauf abzielte, dieses achtjährige Mädchen zu heilen. Diese kleine Drittklässlerin Viola, von der ich immer das Gefühl hatte, dass sie besiegt war und am Boden lag.

Ich wollte zurückgehen und meinem achtjährigen Ich zurufen: »Hör auf zu rennen!«

Ich wollte ihre Verletzungen heilen, ihre Isolation. Das war zumindest so, bis mich vor ein paar Jahren ein Therapeut fragte: »Warum versuchst du, sie zu heilen? Ich finde, sie war ziemlich stark. Sie hat überlebt.«

Das traf mich wie ein Schlag. Ich war sprachlos. Was? Kein armes »kleines Schokoladenmädchen« aus Central Falls? Sie ist eine Überlebenskünstlerin?

Er beugte sich vor, als wolle er mir das größte Geheimnis verraten oder das größte Hindernis meiner Existenz lösen.

»Kannst du sie umarmen? Kannst du dich von *ihr* umarmen lassen?«, fragte er. »Kannst du zulassen, dass sie sich darauf freut, 53 Jahre alt zu werden? Kannst du ihr erlauben, sich darüber zu freuen?«

Ich saß da mit verschränkten Armen. Auf keinen Fall! *Ich* bin diejenige, die es geschafft hat. *Ich* habe die Autorität. Ich schaute auf den leeren Platz neben mir auf der Couch und sah mein jüngeres Ich so deutlich vor mir.

Sie saß da und wartete ... darauf, umarmt zu werden? Anerkannt zu werden? Hereingelassen zu werden?

Er beugte sich zu mir hinüber, starrte mich an, streng, entschlossen, beharrlich, und sagte: »Es ist die 53-Jährige, die Hilfe braucht.«

Stille war alles, was ich als Antwort hervorbringen konnte.

»Das kleine Mädchen hat überlebt!«, erklärte er mit Nachdruck. Ich hielt meine Arme verschränkt. Unnachgiebig.

Er lehnte sich zurück und wartete darauf, dass ich meine Arme öffnete. Das tat ich nicht.

Der letzte Schritt, um mich selbst zu finden, bestand darin, dieses achtjährige Mädchen in mein Leben zu lassen, sie aktiv in jeden Moment meines gegenwärtigen Daseins einzuladen, damit sie die Freude erleben konnte, nach der sie sich so sehr sehnte, und ihr zu ermöglichen, zu erfahren, was es bedeutet, sich wirklich lebendig zu fühlen. Das Ziel ist es, ein Zuhause für sie zu finden. Einen Ort des Friedens, an dem die Vergangenheit die Viola von *jetzt* nicht einhüllt, wo ich die Herrschaft über meine Geschichte habe.

Bei meinen Vorträgen ist der Titel meiner Präsentationen immer derselbe: »Heldenreise«. Von dem Schriftsteller Joseph Campbell habe ich gelernt, dass ein Held jemand ist, der in eine Welt hineingeboren wird, in die er nicht passt. Dann wird er zu einem Abenteuer aufgerufen, das er nur ungern antritt. Was ist das Abenteuer? Eine revolutionäre Verwandlung des Selbst. Das Endziel ist es, das Elixier zu finden. Den Zaubersaft, der die Antwort darauf ist, wie man *das wahre Ich* freisetzen kann. Dann kehrt man, verwandelt in dieses gewöhnliche Leben, »nach Hause« zurück und teilt seine Überlebensgeschichte mit anderen.

Genau so würde ich meine Geschichte beschreiben. Als Kind fühlte ich mich dazu berufen, Schauspielerin zu werden. Das war es aber nicht. Es war viel größer als das. Es war größer als meine Erfolge. Größer als die Erwartungen der Welt. Es war viel größer als ich selbst, viel größer als alles, was ich mir jemals hätte vorstellen können. Es war eine vollständige Annahme dessen, wozu Gott mich geschaffen hatte. Selbst der Teile, die Risse hatten und nicht ganz perfekt waren. Es war eine radikale Akzeptanz meiner Existenz ohne Entschuldigungen und mit Eigenverantwortung. An diesem Tag in der Praxis meines Therapeuten sah ich dieses junge Mädchen so deutlich vor mir. Ich konnte sie sagen hören: *Du bist mein Zuhause. Lass mich herein.*

Als sie immer noch keine Umarmung bekam, wurde sie noch leidenschaftlicher. Das jüngere Ich saß da und sagte: »*Na und?*«

Willst du mich nicht reinlassen? Ich bin verdammt noch mal meinen Teil der Strecke gelaufen! Ich habe dir den Staffelstab übergeben! Diese ganzen Schwanzlutscher und Arschlöcher! Scheiße! Ich weiß, ich habe mich unangemessen verhalten, aber Scheiße, es hat dich hierher gebracht! Den Jungs zu sagen, sie sollen >meinen Schwarzen Arsch lecken<?! Das Weinen! Das Bettnässen!« Ich sehe sie immer noch dasitzen, starrend, die Arme an den Seiten, mit ihrem kleinen Afro und ihrer gebrauchten Jeans. Wartend ...

Meine Reise war wie ein Kriegsfilm, in dem die Heldin am Ende verletzt und blutüberströmt ist, traumatisiert von unzähligen Todesfällen und Zerstörungen, und so sehr gezeichnet, dass sie nicht mehr dieselbe Frau sein kann, die in den Krieg gezogen ist. Vielleicht hat sie sogar ihren eigenen Tod gesehen, wurde aber irgendwie wieder zum Leben erweckt. Aber um diese Reise anzutreten, musste ich mir den Mut einer Löwin aneignen.

Mann, ich würde lieber zehn Runden mit Mike Tyson boxen, als mich einigen inneren Wahrheiten zu stellen, die in mir schlummerten. Verdammt, zumindest bei Mike kann ich den Kampf absichtlich verlieren. Aber diesen inneren Kampf, diesen inneren Kampf konnte ich nicht verlieren.

An diesem Tag in der Praxis meines Therapeuten war das Ziel klar und wiederholte sich immer wieder. Menschen, die sich auf dieser Reise befinden, erleben irgendwann eine Feuertaufgabe. Es ist der Moment, in dem sie kurz davorstehen, ihr Leben zu verlieren, und auf wundersame Weise mutig die Antwort finden, die ihrem Leben einen Sinn gibt. Und dieser Sinn, diese Antwort, rettet sie.

Mit den Worten von Joseph Campbell in »*The Hero with a Thousand Faces*«: »The call to adventure signifies that destiny has summoned the hero. The hero, whether god or goddess, man or woman, the figure in a myth, or the dreamer of a dream, discovers and assimilates his opposites, his own unsuccessful self, either by swallowing it or by being swallowed«

Ich sehe mein jüngeres Ich noch immer so deutlich vor mir, an diesem schicksalhaften Tag in der Praxis meiner Therapeutin. Sie steht unter Tränen auf einem Schneehaufen. Wütend schreit sie: »Bitch! Ich werde mich nicht verschlingen lassen!«

KAPITEL 2:

MEINE WELT

» *Vahla ... all ya uncles and aunties was in the house
eating, dancing, waiting for you to be born.*«

— Mae Alice Davis

Als meine Mom mir die Geschichte meiner Geburt vor ein paar Jahren erzählte, war ich ziemlich überrascht. Es war eine gesunde, fröhliche Erinnerung. »MaMama« (wie ich sie nenne) hat die Angewohnheit, spontan schockierende Geschichten zu erzählen: Verwandte, die miteinander Streit hatten; wie sie mit vier Jahren begann, sich um ihre Geschwister zu kümmern; die Untreue meines Vaters. Nun, inmitten all dieser unglaublich schrecklichen Geschichten gab es eine süße Geschichte – die Geschichte meiner Geburt.

MaMama hat zwei Südstaatler-Ausdrücke, die uns Geschwistern viel Gelächter und großen Trost bereiten. Der eine ist »Ma«, wie sie *uns* – ihre Kinder – liebevoll nennt.

Der andere ist »And stuff like that in tha« (Und so weiter). Diesen Ausdruck verwendet sie häufig in Gesprächen.

Mit ihrem South-Carolina-Akzent sagte sie: »Vahla, als du geboren wurdest und so weiter, waren alle deine Onkel und Tanten und so weiter da. Sie haben getrunken und getanzt und so weiter und auf dich gewartet. Miss Clara Johnson und so weiter kamen zu spät, also hat deine Großmutter dich zur Welt gebracht. Alle waren glücklich!«

Als sie es mir zum ersten Mal erzählte, ließ ich eine lange Pause folgen, nachdem sie fertig war. Ich wartete darauf, dass die Bombe platzen würde. Ich wartete auf eine unglaubliche, traumatische

Ergänzung, *etwas*, das die Schönheit dieser Geschichte zerstören würde. Aber das Schreckliche kam nie. Es war eine normale, schöne Geschichte über eine Familie, in deren Mittelpunkt meine Ankunft im Land der Lebenden stand. Zu meiner Überraschung verwirrte mich meine Geburtsgeschichte nicht und verursachte auch keine Schmerzen oder Taubheit in meinem Innersten. Es war einfach eine Geschichte über Liebe und Leben.

Ich liebe diese Geschichte so sehr, dass ich meine Mutter oft bitte, sie mir zu erzählen. Ich meine, wirklich oft. Und jedes Mal, wenn sie sie erzählt, fügt sie noch eine wunderbare Ergänzung hinzu: dass sie direkt nach meiner Geburt ein Sandwich mit Sardinen, Zwiebeln, Tomaten und Senf gegessen hat. Eine ekelhafte Mischung, ich weiß, aber sie erklärte: »Es war das beste Sandwich, das ich je gegessen habe.« Sie nannte mich Viola, nach meiner Großtante väterlicherseits.

Am 11. August 1965 wurde ich in St. Matthews, South Carolina, als fünftes von sechs Kindern im Haus meiner Großeltern mütterlicherseits auf der Singleton-Plantage geboren. Und ja, es war und ist immer noch eine Plantage. Keine Farm. Wenn man die lange, staubige Straße entlangfährt, die zu den rund 160 Hektar führt, gelangt man zu dem großen, weißen, wunderschönen Plantagenhaus. Fährt man noch ein Stück weiter, ist da die winzige Einraumkirche. Wenn man noch weitergeht, gelangt man zu den Häusern der Farmpächter, den Nebengebäuden, den Außenduschen und einem Brunnen.

Meine Großeltern mütterlicherseits, Mozell und Henry Logan, hatten wie die anderen Pächter ein Einzimmerhaus mit einem großen Kamin.

Ihre Tochter MaMama, die älteste von achtzehn Kindern, verließ die Schule nach der achten Klasse, weil sie schwanger wurde, aber auch, weil sie in der Schule oft geschlagen wurde. Damit meine ich, so geschlagen, dass ihre Haut riss und sie blutete.

Meine Großmutter und meine Tante mussten zur Schule gehen und die Lehrerin zur Rede stellen, die zwar Schwarz war, aber eine hellere Hautfarbe hatte und unter der allzu verbreiteten innerrassischen Krankheit des Colorismus litt. Sie bestrafte meine

Mutter, weil sie dunkelhäutig war, vom Land kam, aus den Hinterwäldern, und krauses Haar hatte.

MaMamas Familie hatte keine Innentoiletten, Duschen oder Badezimmer. Das, zusammen mit der schieren Anzahl an Kindern und der verzweifelten Armut, führte dazu, dass sie oft nach Urin roch. Eine weitere Schande, die die Angst und Wut der Lehrerin gegenüber der dunkelhäutigen MaMama rechtfertigte. Wieder einmal wurde alles Schlechte und Negative mit der Hautfarbe in Verbindung gebracht. Ich weiß nur, dass ich eine ganz andere Art von Herzschmerz für meine Mutter empfand, als ich erfuhr, was wirklich hinter ihrer Entscheidung steckte, nicht wieder zur Schule zu gehen.

Meine Mutter machte dennoch mit ihrem Leben weiter. Sie heiratete und bekam mit fünfzehn Jahren ihr erstes Kind, meinen Bruder John Henry. Mit achtzehn bekam sie meine Schwester Dianne, mit neunzehn Anita, mit zwanzig Deloris und mit zweiundzwanzig mich. Jahre später, im Alter von vierunddreißig Jahren, bekam sie meine Schwester Danielle.

Nur elf der achtzehn Kinder von Mozell und Henry Logan überlebten, MaMama natürlich eingeschlossen. Mehrere wurden tot geboren, und eines, von dem meine Mutter ständig spricht, starb als Neugeborenes bei einem Brand. Dieses Baby hieß Deloris.

MaMama erzählt mir, dass sie etwa vier oder fünf Jahre alt war und die enorme Verantwortung hatte, sich um ihre jüngeren Geschwister zu kümmern. Wie sie erzählt, nahm sie den Schnuller aus ihrem eigenen Mund, um ihn ihrem Bruder in den Mund zu stecken. So jung war sie damals. Wie die meisten Kinder zu dieser Zeit wurden die Kinder allein zu Hause gelassen, während die Erwachsenen auf den Feldern arbeiteten. Oft kochten sie, putzten und wechselten Windeln.

Eines Tages spielte sie mit Streichhölzern im offenen Kamin ihrer Holzhütte, und der Teppich fing Feuer. MaMama erschrak sich zu Tode. Sie hatte die Geistesgegenwart, ihren jüngeren Bruder Jimmy zu packen und aus dem Haus zu rennen. Als das Haus in Flammen aufging, konnte sie ihre jüngere Schwester, die sich im Hinterzimmer befand, nicht erreichen. Als Deloris

gefunden wurde, war sie äußerlich vollkommen unversehrt, aber sie war an einer Rauchvergiftung gestorben.

»Sie war ein wunderschönes Baby, wie eine Puppe«, klagte MaMama. Leider wurde MaMama für Deloris' Tod verantwortlich gemacht und anschließend sowohl von ihrem Vater als auch von ihrer Mutter geschlagen. Sie sagt, dass sie bis heute Probleme mit dem Arm hat, der geschlagen wurde. MaMama erzählt diese Geschichte immer wieder. Nach so vielen Jahren sagte ich ihr schließlich: »Du weißt, dass es nicht deine Schuld war. Es war *nicht* deine Schuld. Ich erlaube dir, dir selbst zu vergeben. Deine Eltern haben *Unrecht* gehabt, dich zu schlagen. Es war ein Unfall. Du hättest gar nicht in diese Situation kommen dürfen.«

Schmerzhaftes Stille. Dann wechselte sie einfach das Thema. Ich weiß, dass MaMama sich selbst niemals vergeben wird, selbst als wir Jahre später die Sterbeurkunde sahen, aus der hervorgeht, dass MaMama nicht älter als drei Jahre gewesen sein kann, nicht vier oder fünf, als ihre kleine Schwester starb.

Ich liebe es, meine Mutter anzustarren. Ich nehme jedes Detail ihres Gesichts, ihrer Hände, ihrer Haut wahr. Ich sehe all die Narben. An einige erinnere ich mich, weil sie durch Misshandlungen entstanden sind, an andere nicht. Der wundete linke Arm. Die Narbe an ihrem rechten Unterarm, die mein Vater ihr zugefügt hat, als er ihr den Arm aufriss. Narben in ihrem Gesicht, an ihren Beinen ... Narben. Ich denke über die Komplexität ihres kindlichen Herzens nach, im Vergleich zu der wilden, mütterlichen Kriegerin, die wütend ihre Perücke herunterreißen würde, um jedem in den Arsch zu treten, der auch nur daran denken würde, ihren Babys etwas anzutun.

Ich denke an ihren Mut, als sie in den 1970er Jahren für die Reform der Sozialhilfe gekämpft hat. Wie sie verhaftet wurde. Wie sie uns mit einem Arm festhielt und mit dem anderen die Faust schwang, als wir in Wagen getrieben wurden. Wie sie an der Brown University sprach: »Ich hatte vielleicht nur eine Ausbildung bis zur achten Klasse und war nervös, aber ich habe gesprochen.« Ich denke an die Frau, die schrecklichen sexuellen Missbrauch überlebt hat, nur um meinen Vater zu heiraten, der

ebenfalls ein Missbrauchstäter war, aber nach vielen Jahren zu einem echten Partner wurde.

All das kommt mir in den Sinn, wenn ich eine der großen Lieben meines Lebens, meine Mutter, anschau und ihr zuhöre, wie sie immer wieder dieselben Geschichten erzählt.

»Der Arzt sagte, du würdest einen Wasserkopf, einen dicken Bauch und O-Beine bekommen«, erzählte meine Mutter, während sie Reis aß und ihren Mimosa trank. Sie erzählte eine Geschichte aus der Zeit, als ich etwa zwei Jahre alt war.

»Du warst im Memorial Hospital. Du warst noch ein Baby. Sie hatten dich an Maschinen angeschlossen und du hattest diese Kruste und so etwas um deine Augen und deine Nase herum. Dein Vater kam dich besuchen und ich sah ihn zum ersten Mal wie ein Baby weinen. Ich wusste, dass ich schlechte Milch hatte. Der Arzt sagte, du würdest dich nicht normal entwickeln.«

MaMama war zu Besuch in meinem Haus in Los Angeles und erzählte diese Geschichte. Es war an einem freien Tag während der Dreharbeiten zu »*How to Get Away with Murder*«. Wir saßen im Garten. Ich kannte die Geschichte auswendig, hörte aber trotzdem zu.

»Der Arzt wollte an dir experimentieren. Er sagte, er würde dir die Beine brechen, um zu sehen, ob sie gerade wachsen würden. Aber ich habe gesehen, wie er mich angesehen hat. Ich bin nicht dumm. Er hat gesehen, dass ich arm und Schwarz bin. Ich habe dich aus diesem Krankenhaus mitgenommen. Der Arzt sagte immer wieder: »Mrs Davis, Sie machen einen großen Fehler!« Aber ich habe ihm gesagt, dass er keine Experimente an meinem Baby durchführen würde. Ich habe dich zu Miss Cora gebracht, und sie hat dir eine Limabohnensuppe gekocht, und du hast die ganze Schüssel aufgegessen und ein großes Glas kaltes Wasser getrunken, und das war's.«

Miss Cora war eine entfernte Verwandte von uns, die in Prospect Heights lebte, einer Sozialbausiedlung in Pawtucket, Rhode Island.

»Miss Cora sagte: »Mit diesem Baby ist alles in Ordnung!« Und nachdem du die Suppe gegessen hattest, umarmtest du Miss Coras Bein und wolltest nicht mehr loslassen.«

Ich höre nur zu, immer still. Ich habe eine vage Erinnerung an diesen Moment, als ich Miss Coras Bein umklammerte und Dankbarkeit empfand, aber nur in diesem Moment.

»Ich weiß, dass dieser Arzt jetzt nicht mehr lebt, denn das war, als du noch ein Baby warst. Aber ich wünschte, er könnte dich jetzt sehen«, sagt sie wie immer voller Freude, lächelnd und lachend. »Du hast keine O-Beine und keinen dicken Bauch. Dein Kopf ist groß, aber genau das macht dich zu einer guten Schauspielerin! Vahla, mach deiner Mama noch eine von diesen Memeesas oder ... du weißt schon, was ich meine.«

Egal, was ich tue, ich kann ihr »Mimosa« einfach nicht beibringen, also habe ich aufgehört, es zu versuchen, weil ich es irgendwie lustig finde.

Ich renne los, um ihr noch einen Mimosa zu mixen – mit mehr Saft als Champagner – und versuche nervös, den Mut aufzubringen, ihr eine sehr gewagte Frage zu stellen. Alles, um Geheimnisse aus ihr herauszubekommen. Die »Wasserkopf-Krankenhaus-Geschichte« ist eine ihrer Lieblingsgeschichten. Als ich klein war, hasste ich sie. Ich lasse sie etwas trinken, bevor ich ihr eine schwierigere Frage stelle. Eine der schönen Seiten des Älterwerdens ist, dass man seine Eltern wirklich kennenlernt.

»Ähm ... Mom ... hattest du jemals eine Affäre? Hast du dich in jemand anderen verliebt? Hattest du eine Affäre mit Howie?«

Howie war ein wirklich netter weißer Mann, der im zweiten Stock der Washington Street 128 wohnte, einem Wohnhaus, in dem wir lebten. Jedes Mal, wenn mein Vater meine Mutter schlug, rannte sie zu Howies Wohnung. Er wusch ihre Wunden und ließ meine Mutter sich in seiner Wohnung verstecken, bis mein Vater sich beruhigt hatte. Man stelle sich den stereotypen Hippie der 70er Jahre vor. Das war Howie. Er spielte für uns Gitarre und gab uns Süßigkeiten. Nur normale Süßigkeiten, keine »Hippie-Zusatzstoffe«.

»Nein, Vahla. Ich habe nie etwas mit Howie gehabt. Er war einfach nur ein netter Kerl. Dein Vater hat mir immer vorgeworfen, dass ich mit ihm rumgemacht hätte.«

Ich muss sagen, dass mich das enttäuscht hat. Ich hatte nicht nur auf etwas Anzügliches gewartet, sondern wollte auch, dass

meine Mutter eine Geschichte hatte, in der sie ihre Freude, ihre Wünsche oder ein kleines bisschen Glück auslebte, selbst wenn es aus einer Affäre stammte.

Sie nahm einen weiteren Schluck. »Aber ich habe mich in meinen Gynäkologen verliebt.«

Ich wurde hellhörig. »Ohhh! Wirklich!«

»Vahla, ich war mit Danielle schwanger, und weißt du, er hat sich um mich gekümmert, mir zugehört. Ich war damals so sensibel, und er war so nett.«

Ich wartete auf mehr, aber das war alles. Sie hatte Gefühle für einen Mann, der sich um sie kümmerte. Stur wie ein Stier, unschuldig wie ein Kind und treu, selbst wenn sie verlassen wurde. Gott sei Dank gibt es Mimosas, oder wie MaMama sie nennt, »Memeesas«.

Als ich jung war, dachte ich, vielleicht etwas arrogant, dass ich es besser machen könnte als meine Mutter. Ich würde Drachen töten. Stärker und selbstbewusster sein. Ich würde nicht vor schlechten Erinnerungen davonlaufen. Ich würde eine »Heldin« sein, eine Bezwingerin.

Aber man kennt ja das Sprichwort: »Zeig mir einen Helden, und ich zeige dir eine Tragödie.« Als Theaterfan habe ich gelernt, dass Tragödien immer mit dem Untergang des Helden enden. Alle, die von ihnen beeinflusst wurden, die von ihnen profitierten, die sich auf sie verlassen haben, werden durch ihren Untergang vernichtet. Helden verursachen immer ihren eigenen Untergang, wie Ödipus. Ich wollte meinen eigenen Untergang nicht selbst verursachen. Ich wollte nicht durch mein Leben gehen und keine Verantwortung für meine Leichtsinnigkeit übernehmen. Ich wollte mir meiner Achillesferse bewusst sein. Ich glaubte, dass dieses *Bewusstsein* mir meinen Segen bringen würde. Ich hatte keine Ahnung, welche Mammutaufgabe ich dem Universum damit stellte.

In einer ihrer Phasen, in denen meine Mutter spontan und ohne Vorwarnung oder Kontext äußerst wichtige Fakten preisgab, erzählte sie mir, dass sie zwar fast ihr ganzes Leben lang Mary Alice Davis geheißten habe, ihr richtiger Name aber eigentlich Mae sei.

»M-A-E«, sagt sie immer, »nicht M-A-Y.« Sie gab sich schon

früh den Namen Mary, weil alle Mädchen auf dem Land Mae hießen und sie nicht wie alle anderen sein wollte. Wie cool ist das denn!

Die Frau, die ich so sehr zu vermeiden versuchte zu werden, war die Muse auf meiner Schulter während »*How to Get Away with Murder*«. Sie erzählte mir und meinen Schwestern erst viel später von ihrer Namensänderung. Ich war fünfunddreißig, als ich davon erfuhr. Es war keine rechtliche Änderung, sondern nur eine persönliche. Als sie es mir erzählte, war es keineswegs ein Geständnis, sondern eine Korrektur. Es war fast so, als wäre sie beleidigt gewesen, dass ich ihren Namen falsch ausgesprochen hatte. Ich schickte ihr wie immer Geld über Western Union. »Vahla! Hör auf, Mary zu schreiben! Ich heiße nicht Mary! Ich heiße Mae. M-A-E! Du schreibst meinen Namen immer falsch!«

Stille.

»MaMama, wovon redest du? Du hast doch immer ... Es war schon immer Mary: Mary Alice Davis.«

»Vahla! Ich war schon immer Mae. Ich mochte diesen Namen nur nie. Alle in diesem Land hießen Mae.«

»Ich ... ich ... ich bin verwirrt.«

»Aber in meinem Ausweis steht »Mae«, also schick es an »Mae Alice Davis.«

Stille.

»Vahla?! Du hast doch gehört, was deine Mama gesagt hat, oder?«

»Äh, ja, klar, Mom.« Ich habe einfach mitgemacht. So verwirrt ich auch war, ich wollte keine Fragen stellen, weil sie dafür nicht offen zu sein schien. Außerdem würde sie mir beim nächsten Mal den Hintern versohlen. Das ist kein Scherz. Zwei Generationen nach der Sklaverei, so sanftmütig sie manchmal auch wirkte, hatte sie einen brutalen rechten Haken. Also habe ich nicht erwähnt, dass ihre Schwester Mary hieß, eine interessante Randnotiz zu ihrer Namensänderung von »Mae« zu »Mary«.

So sehr ich auch versuche, MaMama zu durchschauen, um zu ihrem Innersten vorzudringen, es gelingt mir nie. Es gibt Jahrzehnte unterdrückter Geheimnisse, Traumata, verlorener

Träume und Hoffnungen. Es war einfacher, unter diesem Schleier zu leben und eine Maske aufzusetzen, als sie zu bekämpfen.

Im Gegensatz zu meiner Mutter war mein Vater ein einfacher Mann. Dan Davis wurde 1936 in St. Matthews, South Carolina, geboren. Soweit ich weiß, hatte er zwei Schwestern. Ich kann mich beim besten Willen nicht daran erinnern, aber ich glaube, er hatte ein schlechtes Verhältnis zu seinem Stiefvater, dessen Nachname Duckson war.

Papa sagt, er habe die Schule nur bis zur fünften Klasse besucht, aber wenn ich seine Handschrift im Laufe der Jahre betrachte, würde ich sagen, dass die formale Ausbildung meines Vaters eher bei der zweiten Klasse endete. Er war vielleicht nicht gebildet, aber er war kein dummer Mann. Mit fünfzehn war er noch Analphabet. Doch dann brachte sein Freund ihm anhand von Plakaten am Straßenrand das Lesen bei.

Mit fünfzehn, nach Jahren des Missbrauchs, lief er von zu Hause weg, um als Pferdepfleger auf Rennbahnen im ganzen Land zu arbeiten. Er pflegte einige der größten Rennpferde der Geschichte, und doch hasste er diese Arbeit. MaMama beklagt immernoch, dass mein Vater Secretariat nie gepflegt hat. Wir haben noch Fotos von ihm im Siegerkreis, weil der Pferdepfleger fast immer auf dem Bild zu sehen war, wenn ein Pferd gewann.

Als ich jünger war, habe ich es geliebt, mit meinem Vater zur Arbeit zu gehen. Ich habe es geliebt, mit Pferden zusammen zu sein. Selbst der Geruch von Mist, Heu und Pferdefutter hat mich begeistert. Die Pferde in ihren Ställen zu beobachten und sie zusammen mit meinem Vater zu füttern, ist eine schöne Erinnerung.

Wenn die Besitzer kamen und meinem Vater Anweisungen gaben, wie er die Pferde striegeln und füttern sollte, veränderte sich die Atmosphäre schlagartig. In der Gegenwart dieser Männer wirkte mein Vater fast wie ein Sklave und sie wie seine Herren. Er jonglierte mit mehreren Aufgaben gleichzeitig: den riesigen Vitaminspritzen für die Pferde, den verschiedenen Futtermischungen, den Striegeln und dem Heu. Sie hatten keine Ahnung, wie viel sie ihm damit abverlangten.

Ich konnte seine Frustration und seine Wut spüren. Aber welche Wahl hatte er schon?

Zu allem Überfluss erhielten die Pfleger kaum einen existenzsichernden Lohn. Man stelle sich vor, man nehme seine Familie aus dem Süden mit, voller Hoffnung, dass einem dort ein besseres Leben erwartet. Doch alles, was man hat, alles, was man tut, reicht nicht aus, um seine Familie zu ernähren und am Leben zu erhalten. Ich merkte, dass er froh war, dass ich die Schwierigkeiten seines Berufs miterlebt hatte. Ich glaube, das war für ihn eine Möglichkeit, zu bekräftigen, dass das, was ihm widerfuhr, real war.

Aber mein Vater, den wir »MaDaddy« nannten, war mehr als nur seine Arbeit. Er war ein großartiger Geschichtenerzähler. Außerdem spielte er ziemlich gut Gitarre und Mundharmonika. Er liebte Soul, Jazz und Blues, besonders B. B. King.

Da MaDaddy nun nicht mehr da ist, werde ich nie erfahren, welche Dämonen ihn dazu gebracht haben, mit fünfzehn von zu Hause wegzulaufen. So sehr ich meinen Vater auch liebe, ich weiß, dass diese Dämonen ihn sein ganzes Leben lang verfolgt haben. Sie haben sich tief in ihm festgesetzt und sich in Wut und Alkoholismus entladen. Diese Wut wurde normalerweise am Zahltag ausgelebt.

Ich bin schon immer introvertiert gewesen, und als ich jung war, war ich extrem schüchtern. Schon früh begann ich, meine Umgebung aufmerksam zu beobachten. Ich verschmolz in fast jeder Situation mit der Wand und konnte alles sehen, ohne ein Wort zu sagen. Was ich in meinem Vater sah, war ein Mann, der wäre er alleinstehend gewesen, sein Geld für Frauen und Alkohol hätte ausgeben können. Aber er war nicht allein. Während meiner Kindheit hatte mein Vater fünf Kinder zu ernähren (meine Schwester Danielle, die fast zwölf Jahre jünger ist als ich, mal ausgeschlossen). Jeder Cent, den er verdiente, musste für uns draufgehen. Selbst mit der harten Arbeit, und dem Ertragen der Respektlosigkeit der weißen Pferdebesitzer, war es nie genug.

Also tobte er.

Er hatte offene Affären. Die einzige »andere Frau«, an die ich mich lebhaft erinnere, war Patricia. Patricia war eine sehr große

Frau, die in der Nähe der Railroad Street in Central Falls lebte. Die Railroad Street lag am Rande der Stadt, die nur eine Quadratmeile groß war. Er nahm mich mit dorthin und gab mir immer einen Dollar oder fünfundsiebzig Cent in Vierteldollar-Münzen, damit ich MaMama nicht erzählte, wohin wir gingen.

»Okay, Daddy«, sagte ich und nahm das Geld aufgeregt entgegen. Ich war nicht älter als fünf oder sechs Jahre.

Mein Vater war immer sehr gut gekleidet und hatte hin und wieder schöne Autos. Das Auto, das er zu dieser Zeit hatte, war ein Cabrio. Frag mich nicht, wie er sich das Auto leisten konnte, aber ich betrachte diese Zeit finanziell gesehen als die »guten Jahre«.

Wir kamen zu Patricias Wohnung und sie öffnete die Tür nackt, was mich total traumatisierte. Das hat mich völlig aus der Bahn geworfen. Sie versuchte nicht einmal, sich zu bedecken, weder ihren nackten Hintern noch ihre bösen Absichten gegenüber meinem Vater. Stattdessen rannte sie meinem Vater in die Arme, küsste ihn und kicherte. »Oh, Dan! Ist das dein Baby?«

Ich wollte sagen: »*Nein, ich bin MaMamas Baby! Nicht deins!*« Ich hasste sie. Mein Vater sagte nur: »Geh nach unten und warte auf deinen Daddy.«

Patricia schlug mir dann kichernd die Tür vor der Nase zu.

Ich hasste es, nach unten zu gehen. Sie wollten, dass ich mit diesem kleinen Mädchen in meinem Alter spielte. Sie hatte die besten Spielsachen, aber sie wollte nie mit mir spielen. Sie wollte nie, dass ich ihre Spielsachen anfasste, und ihre Mutter kam heraus und scheuchte mich weg. Ich saß schließlich allein da und sehnte mich mehr denn je nach meiner Mutter.

Mein Vater kam nach einer langen Zeit wieder heraus und wiederholte: »Sag deiner Mama nicht, wo wir gewesen sind.«

Sobald wir zu Hause ankamen, fragte meine Mutter: »Wo wart ihr denn?«

»Wir waren bei Patricia! Daddy hat mir fünfundsiebzig Cent gegeben, damit ich nichts verrate«, platzte es aus mir heraus.

Mein Vater verdrehte die Augen und dann brach die Hölle los.

Die Affäre mit Patricia endete, als MaMama herausfand, dass er mit ihr in der örtlichen Bar war. An dem Tag sagte sie uns, dass sie

gleich zurückkommen würde. Sie verließ unsere Wohnung, ging hinunter in die Bar und schlug Patricia, die sofort vom Barhocker fiel, ins Gesicht. Mein Vater war wütend und schlug meine Mutter.

Ironischerweise schrieb Patricia meiner Mutter einen Brief, in dem sie erklärte, was für ein »mieser Arsch« mein Vater war. Sie bewahrte den Brief lange Zeit unter ihrer Matratze auf und holte ihn immer wieder hervor, um ihn zu lesen. Das machte sie jedes Mal depressiv.

Meine Schwestern und ich lasen ihn ebenfalls. In meiner Fantasie stellte ich mir immer vor, wie sie überlegte, was sie mit diesen Informationen anfangen sollte. Ich wünschte, MaMama hätte die Mittel gehabt, sich ein Leben ohne diese Art von Schmerz vorzustellen. Alles abzulehnen, was ihre Familie ihr über die Ehe eingeimpft hatte, niemals ihren Mann zu verlassen, selbst wenn er sie betrog, und Misshandlungen zu erdulden. Ich stellte mir vor, dass sie, hätte sie die Sprache und die Mittel dazu gehabt, einfach gesagt hätte: »Hilf mir.« und »Führe mich.«

Aber selbst als erwachsene Frau mit mehreren Kindern war sie immer noch das kleine fünfzehnjährige Schwarze Mädchen aus den Hinterwäldern South Carolinas, das schwanger wurde und heiratete, bevor sie überhaupt legal Auto fahren durfte.

Meine ältere Schwester Dianne erzählte mir eine Geschichte, in der meine Mutter und mein Vater draußen Streit hatten. Mein Vater schrie: »Mae Alice! Willst du, dass ich bleibe oder gehe? Sag es mir! Willst du, dass ich bleibe oder gehe?«

Meine Schwester sandte ihr telepathische Botschaften: *Bitte sag ihm, er soll gehen! Sag ihm, er soll gehen, Mama!* Aber MaMama schrie nur: »Ich will, dass du bleibst!« Es war eine Entscheidung, die weitreichende Folgen hatte. Missbrauch ruft so viele Erinnerungen an Traumata hervor, die sich in Verhaltensweisen festsetzen, die schwer zu überwinden sind. Es mag etwas sein, das vor vierzig Jahren passiert ist, aber es bleibt lebendig, präsent.

Wie ich schon sagte, Mae Alice hat ein Herz, das einfach nur loyal ist. Es hängt an anderen und verlangt nichts dafür. Sie zeigt ihre Krallen nur, wenn diejenigen, die sie liebt, Schutz brauchen, oder wenn sie diejenigen beschützen muss, die ihrer Meinung

nach zu ihr gehören. Sie erhebt niemals ihre Faust für ... sich selbst. Es gibt eine sehr dünne Grenze zwischen den widerlichen Straftätern, Missbrauchstätern und meiner Mutter. Sie ist eine »Märtyrerin« auf Kosten ihrer eigenen Freude.

Eines Abends kam mein Vater aus der Bar nach Hause und brach in unserer Tür zusammen. Meine Mutter schrie: »Geht alle ins Bett!«

Sie half ihm zu ihrem Bett. Man hatte ihm in den Rücken gestochen. In den unteren Rücken auf der linken Seite. Ich stand auf, um nachzuschauen. Meine Mutter zog ihm sein Hemd aus und wischte das Blut mit einem Lappen und Wasserstoffperoxid ab. Die Wunde war tief und Gewebe hing heraus. Er stöhnte ununterbrochen und sagte: »Mae Alice, ruf keinen Krankenwagen. Tu das nicht, Mae Alice.«

Meine Mutter stand schließlich einfach neben dem Bett und weinte. Ich erinnere mich, dass ich zu ihr ging und mich neben sie stellte. Sie legte ihre Arme um mich und sagte: »Ich kann nichts tun. Ich kann nichts tun!«

Wir standen einfach nur da und ich erinnere mich, dass ich darauf wartete, dass er starb. Ich stellte mir vor, wie unser Leben ohne ihn aussehen würde. Ich stellte mir ein Leben ohne seine alkoholbedingten Wutausbrüche und die ständigen Misshandlungen meiner Mutter vor. Insgeheim spürte ich, wie viel besser unser Leben sein würde. Am nächsten Tag ging es ihm besser. Der Tod kam erst 2006, und Mann, meine Gebete waren damals ganz anders. Jeden einzelnen Atemzug, den er nahm, nahm ich mit ihm.

Mein Vater und meine Mutter stammen aus St. Matthews, South Carolina, einer Region, die von der Gullah-Kultur der Sea Islands beeinflusst ist. Sie wuchsen mit dem Glauben an »Haints«, böse Geister oder Gespenster, auf.

Mein Vater machte diese Geister zu einem Teil unseres Lebens. Wir durften nicht vor seinen Füßen kehren, sonst wurde er wütend und sagte, dass er dann ins Gefängnis käme. Er erzählte, dass er bereits im Gefängnis gewesen sei, weil er einen Mann erstochen hatte, der ihm sein Hemd über den Kopf gezogen hatte. Wir durften nicht an einem Grabstein vorbeigehen, ohne uns zu

bekreuzigen – das »katholische« Kreuzzeichen zu machen –, sonst würde der Verstorbene nicht in Frieden ruhen. Wir mussten auf unseren Finger spucken, ihn in die Erde stecken und noch einmal am Grab vorbeigehen. Wir durften uns im Dunkeln nicht zu lange im Spiegel betrachten, ohne das Licht anzuschalten, sonst würden wir uns in ein Monster verwandeln. Wenn wir morgens schläfrig aufwachten und uns noch nicht bewegten oder sprachen, kam mein Vater in unser Zimmer gerannt und fragte: »Was ist los? Was ist los?« Bevor wir antworten konnten, sagte er: »Die Hexe reitet auf ihrem Besen. Es sind die Geister. Ich, ich, ich habe es verstanden.«

Er holte Papier oder Stoff, streute Salz und Pfeffer darauf und wedelte damit über uns, um die Hexe zu vertreiben. Als wir dann vollständig aufwachten und uns langsam zu bewegen begannen, war das für Papa der Beweis, dass er die Geister vertrieben hatte. Triumphierend hakte er nach: »Was ist passiert? Hattet ihr schlechte Gedanken über einen alten Menschen, der an euch vorbeigegangen ist?« Deloris oder ich erwähnten dann den haarigen alten Mann am Ende der Straße, den wir für ein Monster hielten. Mr Miacca, um genau zu sein.

Mr Miacca war eine fiktive Figur aus einer Volkserzählung von Joseph Jacobs (gesammelt in seinem Werk »*English Fairy Tales*«), die kleine Jungen zum Abendessen verspeiste. Jedes Mal, wenn dieser Mann an uns vorbeiging, flüsteren wir unserer kleinen Schwester Danielle zu: »Danielle! Da kommt er. Mr Miacca!« Das jagte ihr einen Schauer über den Rücken, und was auch immer sie gerade an Unfug trieb, sie hörte sofort damit auf.

»Das war's. Das war's!«, sagte Daddy und wedelte erneut mit dem salz- und pfefferbestreuten Papier über uns. »Hört auf, diesen Mann zu verarschen! Versteht ihr mich? Hört auf, auch nur schlechte Gedanken über ihn zu haben!«

Wegen Daddy war der Mythos der Geister Teil unseres Lebens. Geister, die auch in »*Wer die Nachtigall stört*« erwähnt werden, waren für mich während meiner Kindheit das Pendant zu den Furien, von denen ich später im griechischen Theater erfuhr. Die Furien sind Göttinnen in griechischen Tragödien, die aus der Unterwelt kommen, um Rache an einer Person zu nehmen, die

Unrecht getan hat. Der Zweck der Furien war es, die Person für ihre Verfehlungen zur Rechenschaft zu ziehen, sogar für ihren Anteil an generationenübergreifenden Flüchen. Daddys »Haints«-Rituale erinnerten uns daran, uns selbst zur Rechenschaft zu ziehen. Sie überbrückten Bereiche, die uns halfen, das Leben zu meistern. Sie waren interessante Wegweiser, denen ich bis zu meiner Teenagerzeit nie skeptisch gegenüberstand. Ich glaubte zu hundert Prozent an »Haints«, bis sie für mich keinen Sinn mehr ergaben. Als ich mich von meinen Eltern entfernte, versuchte ich, mein eigenes Leben zu leben und das, was mir beigebracht worden war, zu verdrängen.

Ich hatte zwei Eltern, die vor schlechten Erinnerungen flohen. Beide hatten unentdeckte Träume und Hoffnungen. Keiner von beiden hatte Werkzeuge, um sich der Welt zu stellen und Frieden oder Freude zu finden. MaMama arbeitete sporadisch in Fabriken und war eine Spielerin.

Mein Vater war Alkoholiker und verschwand manchmal monatelang, als wir noch sehr klein waren. Er kam immer wieder zurück, und seit ich fünf Jahre alt war, kann ich mich nicht daran erinnern, dass er jemals für längere Zeit weggegangen wäre. Erst später wurde mir klar, dass er sich betäubte, was zweifellos eine verständliche Möglichkeit ist, um mit einer beschissenen Welt fertig zu werden. Dann kam er zurück, wer weiß woher, und schlug MaMama. Er schlug um sich, anstatt sich zurückzuziehen.

Während meiner Kindheit war er für uns meist unerreichbar. Ich wusste nicht, wie ich ihn erreichen konnte. Er war der erste Mann, der mich liebte. Er holte mich in der Mittagspause von der Schule ab, bevor wir in der Schule zu Mittag aßen. Er nahm mich mit in ein tolles kleines Restaurant, wo es Würstchen gab: Hot Dogs mit Hackfleisch, Zwiebeln und Selleriesalz. Er warf eine Münze in die mechanischen Pferdeautomaten, ließ mich reiten, während ich über beide Ohren strahlte, und fuhr mich dann zurück zur Schule. Er liebte mich. Das weiß ich. Aber seine Liebe und seine Dämonen kämpften in seinem Inneren um Platz, und manchmal gewannen die Dämonen.

Eine der vielen prägenden Erinnerungen an meinen Vater stammt aus der Zeit, als ich vierzehn war. Wir wohnten in der

Park Street 4, einem zweistöckigen Zweifamilienhaus. Im Obergeschoss gab es weder Strom noch Heizung, aber zumindest waren es zwei Stockwerke und wir hatten das ganze Haus für uns. Meine kleine Schwester Danielle war etwa anderthalb Jahre alt. Ich würde mein Leben für sie geben. Sie war für uns alle das kostbarste Geschenk.

Nun, meine Eltern stritten sich. Ich wusste nie, worüber. Meistens begannen die Streitereien nur, weil mein Vater Dampf ablassen wollte. Sie standen sich schreiend gegenüber, und mein Vater griff nach einem Glas. Ich packte meine Schwester Danielle mit einem Arm und legte meinen anderen Arm zwischen meine Eltern, um sie dazu zu bringen, aufzuhören. Keine meiner anderen Schwestern war zu Hause. Meine ältere Schwester Dianne hatte mir eine strenge Warnung hinterlassen: »Wenn sie diesmal anfangen zu streiten, versuch sie aufzuhalten.«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir nie versucht, sie aufzuhalten, aus Angst, es würde noch schlimmer werden, denn das würde es auch. Mit meinem Arm zwischen ihnen sagte ich sanft: »Bitte, Daddy, hör auf.«

Es hat nicht funktioniert. »Sag mir, dass ich dir nicht den Schädel einschlagen werde, Mae Alice? Sag mir, dass ich das nicht tun werde?«

Dann schwang er einfach seine Hand und zerschlug das Glas an der Seite des Kopfes meiner Mutter, und ich sah, wie das Glas die Oberseite ihres Gesichts in der Nähe ihres Auges aufschnitt und Blut herauspritzte. Viel Blut. Ich konnte nicht mehr. Ich konnte einfach nicht tatenlos zusehen, wie er seine Hand hob, um erneut auszuholen.

Ich schrie: »Hör auf! Hör sofort auf, Daddy! Gib mir das Glas! Gib es mir!« Ich sah, wie meine Hand unkontrolliert zitterte. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Ich war von Angst erfüllt.

Er stand da und starrte meine Mutter an, bereit, erneut zuzuschlagen. Mein Vater sah mich nicht an. Er hielt das Glas fest in der Hand und starrte meine Mutter an. Seine Augen waren blutunterlaufen, er wollte sie unbedingt noch einmal schlagen. Ich schrie: »Gib es mir!« Ich schrie, als würde meine Angst umso mehr nachlassen, je lauter ich wurde. Und er gab mir das Glas und

ging weg. Ich nahm das Glas und versteckte es, und mein Körper fühlte sich an, als wäre ich gerade zusammengeschlagen worden oder dreißig Meilen gelaufen.

Ich musste mich gegen meinen Vater, die Autoritätsperson, auflehnen. Derjenige, der *mir* das Glas wegnehmen und *mir* Recht und Unrecht beibringen sollte. Die furchterregendste Person in meinem Leben und der erste Mann, den wir alle geliebt haben. Beängstigend? Ohne es zu wissen, war ich bereits geprägt, geprägt von ihrem Verhalten und allem, was sie ausmachte. So sehr ich mir auch ein besseres Leben wünschte, die einzigen Werkzeuge, die ich hatte, um mich in der Welt zurechtzufinden, hatte ich von ihnen bekommen. Wie sie redeten. Wie sie stritten. Wie meine Mutter Zugeständnisse machte. Wie sie liebten und wen sie liebten, prägte mich. Wenn ich mich nicht aus all dem befreien würde, würde ich dann nach jedem Streit in meinem Leben, selbst nach den kleinen, diese Erschöpfung und Leere empfinden?

Dieser Streit markierte den Beginn meiner Veränderung. Als ich auf diesen Abend zurückblickte, an dem ich mich meinem Vater widersetzt und das Blut meiner Mutter aufgewischt hatte, wusste ich, dass mein Leben ein Kampf sein würde. Und mir wurde klar: Ich hatte es in mir.